



Beilage der „Norddeutschen Zeitung“

Nummer 6

August 1939

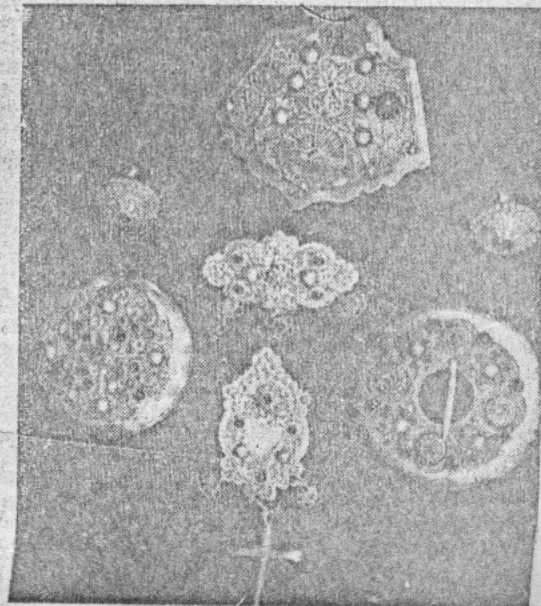
An Mieder und Spizmück zum Kindelbier

6 bende Volksstracht in der Börde Sellingen bei Bremerhörde

Sprichwörter und Redensarten spiegeln oft den Geist ihrer Zeit. Früher gab es viele Deutsche, die bewunderten alles, was aus dem Auslande kam. Es mußte alles von weit her sein, dann war es etwas; je weiter her, desto wertvoller! So wurde das was in Familie, Dorf, Heimat, Volk bisher gearbeitet und geschätzt worden war, mehr und mehr geringschätzig abgetan. „Das ist nicht weit her!“ hieß es, und so entstand die Redensart, mit der wir heute Fähigkeiten und Eigenschaften eines Menschen abfällig beurteilen: Mit deinem Fleiß ist es auch nicht

weit her!“ Heute besinnen wir uns wieder unsere eigene Kraft und haben alles Brauch neu schätzen gelernt. Solche Besinnung auf ein Volkstum hat natürlich nicht das Ziel, an Trachten und Tänzen nachzuweinen oder wieder einzuführen, sondern wir wollen in ihm die Gemeinschaftskräfte der Vergangenheit erkennen und auf ihnen weiterbauen.

Bei solcher Volkstumsarbeit denken wir an die Volkstrachten. Im Mittelalter trugen in Deutschland ganz bestimmte Kleidungsweisen auf, durch die sich Adel, Geistlichkeit und



Allbuerinnen mit dem Mutterehrenkreuz. — Oben rechts: Bäuerin in Selsinger Festtagstracht. — Darunter: Soviet Schmuck gehört dazu: oben: Liewhaken 8x7 1/2 Zentimeter, links: Ros 6 Zentimeter, rechts: Spann 7 1/4 Zentimeter. Bilder (3): Harm

Bürgerstand unterschieden. Von weltlicher und geistlicher Obrigkeit wurden auch Kleidungsgeetze und Kleiderordnungen erlassen, in denen die Trachten der Stände genau festgelegt wurden. Nach diesen an sich städtischen Vorbildern fertigten sich die Landbewohner auch Kleidungen an. Ihnen lag es besonders, sich durch Tracht zu Stand und Land und Heimat zu bekennen. Nach und nach entwickelte sich für jede Landschaft, ja, für jedes größere Kirchspiel eine besondere Bauerntracht heraus. Städter, Adel und Geistlichkeit haben ihre Tracht längst abgelegt. Der konservative Bauer aber besitzt und trägt sie noch heute; er hängt zäh am Alten und wechselt seine Lebensgewohnheiten nicht so leicht.

Was zur Selsinger Tracht gehört

Auch in einer Landschaft unserer nordwestdeutschen Heimat, in der Börde Selsingens bei Bremerbörbe, tragen noch heutigentags die älteren Frauen tren ihre Tracht an. Wie an Festtagen. Es ist ein eigenartiges, schönes Bild, wenn man die rüstigen Altbauerinnen in ihrer dunklen Tracht beieinander sieht, sei es freitags bei Hochzeitsfeiern oder sonntags bei Kirchgang, Rindelbier und Nachbarschaftsbefuch.

Die „Spikmük“ krönt diese echten, mit Würde gealterten Niederfachengefächter mit weißer Klappellike und umrahmt sie mit zwei dunklen Mützenbändern, die unter dem Kinn in großer Schleife zusammengebunden werden und breit über Vordröckel und Nieder bis auf die seitene Schürze herabhängen. Auf dem Rücken hängen von der spitzen Kante dieser Kopfbedeckung vier Mützenbänder tief herab. Unter diesen atlasfeidenen Mützenbändern und dem schmalen Halsband leuchtet ein heller Glasperlenfries auf. Gehalten wird der lose umgelegte Schulterschmuck durch eine große, goldene, broschenartige Spange (Spann). Dieses helle Schulterschmuck, das die an sich dunkle Tracht belebt, liegt auf bunten aufgesteckten Schmuckbändern, den Schulterschleifen. Sie fallen auf durch vielfarbige Blumenmuster, silberblauwe Flechtarbeiten und sind am Ende aufgefänselt. Bei Trauer zeigt die Schleife statt der bunten Blumen nur weiße Blumenstiderei.

Das Nieder („de Jach“) ist mit mehreren Samtbändern im offenen Viereck benäht und liegt auffallend fest und platt an; denn es ist mit Watte gepolstert. Breite Samtborten schließen die halblangen Ärmel ab. Schön steht nun auf diesem dunklen Niederuntergrund der Silberschmuck: die Doppelnopfbrosche und die Hauptbrosche. Beide Teile sind mit bunten Steinen und „feinstem Filigran“ verziert und werden zusammen Brustnadel („Vossenmodel“) genannt.

Eine Handbreite unterhalb dieses Broschenschmucks leuchtet noch eine große schildförmige Metallscheibe auf, die in Verzierungen, Größe und Sitz fast an die Gürtelscheibe der Germanen zur Bronzezeit erinnert. Dieser „Leibhaken“ schmückt und befestigt das Leibband, das in der Taille, wo Nieder und Rock zusammenstoßen, umgelegt wird. Eine etwas kleinere Brosche, die „Rose“, zielt das Leibband auf dem Rücken. (Die Braut trug drei solcher Rosen.)

Der selbstgewebte warme Rock mit den vier bis zehn Samtbändern wird größtenteils verdeckt durch die seidene Schürze, die mit gleichartigen Samtbändern benäht ist. Unter dem halbwollenen Rock trug man früher noch einen dicken Wattenrock: „De müß denn annern Rock affwärts hol'n — so, dat weer warm — do harrn de Froons overs ud noch keen Wüg an as nu; dat weer domols noch nach Model!“

Sonderfrisur zur Abendmahlstracht

Von dieser Festtagstracht unterscheidet sich die Abendmahlstracht durch ein umgelegtes weißes Tuch unter den Schulterschleifen und durch eine besondere Haarfrisur. Jedoch sieht man diese Kleidungsweise immer seltener; sie ist unpraktisch. Mußten doch die Frauen, die sich genau nach Vorschrift zum Abendmahl kleiden wollten, schon einige Stunden vorher ins Kirchspiel fahren, um sich von den dortigen Gastwirtsfrauen richtig ankleiden und frisieren zu lassen.

Gänzlich verschwunden ist die Braut-

tracht. Doch wird ihr nachgesagt, und auf früheren Brautbildern kann man es noch sehen, daß sie das prächtigste Kleid war. Auffällig vor allem die übermäßig mit Papier- und Zeugblumen, buntem Band- und Glitterwerk ausgestattete Brautkrone. Dieser „Kranz“ wurde zuletzt von Selsinger Pastorentöchtern gegen Bezahlung angefertigt. Als sie dann verzogen, ließen sich einige Bräute die Krone noch leihweise für 80 bis 100 Mark zuschicken. Heute kleidet sich auch hier die Braut ganz in Weiß. Alte Frauen meinen jedoch beim Ehrentanz immer wieder, daß die Braut in Weiß an Aufsehen und Ansehen verloren hat gegenüber der Braut unter Krone und Bändern: „De Kranz wegt luter

Klidsadere, un de Rod schwing, un de Band'n flögen! Oh, wat weer dat doch schön!“

Uns Jüngerer sagt das schlichte weiße Brautkleid, überhaupt die leichtere, ungebundene Kleidungsweise der Frau unserer Zeit allerdings mehr zu. Aber das Gute an der alten Bauerntracht wollen wir nicht verkennen: Gewachsen, gefertigt, getragen und geehrt in der Heimat, irte sie nicht ruhelos umher wie manche Mode, sie gab ihrem Träger einen gewissen inneren und äußeren Halt durchs ganze Leben sie war Ausdruck und Förderin eines starken Gemeinschafts- und Heimatbewusstseins in ihrem Reich. Und daher wollen wir sie immer in Ehren halten!

G. Harms.

Das „Mumienwunder“ von Bremen

Geheimnisvolle Tote im Bleikeller des Domes

Auch nüchterne und wenig phantasievolle Gemüter werden von Wissensdurst und einer mit Gruseln gepaarten Neugierde geplagt, wenn von Mumien und Mumienfunden die Rede ist. Hartgekottene Globetrotter und Reisesere, die kaum noch etwas in Erstaunen bringen kann, werden still und andächtig, wenn sie durch die Keller, Katakomben und Gräber gehen. Wie wird die dahingeklärte „wissenschaftliche“ Erklärung eines fremdenführers in diesen Augenblicken jene seltsame Verwunderung und jenes große Staunen von dem unverwechlichen und scheinbar ewigen Antlitz der Toten nehmen können.

Wir haben in Deutschland mehrere von diesen Stätten, nicht ganz so berühmt wie die Katakomben von Palermo mit den Mumien der 6000 Mönche, Edlen und Bürger, oder wie die Kirchengewölbe von Rom, Prag und Paris und sonstwo, aber immerhin doch so bekannt, daß sogar die Postkartenindustrie sich der alten vergilbten Antlitze der Mumien annahm und Kapital daraus schlug. Neben dem berühmten Ritter Calbuz, der im märkischen Dörfchen Campehl bei Neustadt an der Dosse seinen letzten oft von neugierigen Besuchern gestörten Schlaf hält, gibt es die in noch weiteren Kreisen bekannten Mumien der Stadt Bremen.

Eine bunte Gesellschaft...

Ein seltsames Schicksal hat im Bleikeller des Bremer Domes eine bunte Gesellschaft zusammengeführt. Der „Senior“ ist ein Dachdecker, der vor fast einem halben Jahrtausend vom Domturm fiel und dessen Leiche man, weil er ortsfremd war, vorerst in einen Keller stellte, um sie dann einfach zu vergessen. Erst Jahre später, als man aus dem zur Aufbewahrung von Bleiplatten dienenden Keller neues Material für eine Dachreparatur holen wollte, entdeckte man den Toten wieder, nun aber als Mumienwunder.



De ool Muskant

In'n Elenboom de ole Wind
Is blüht nich weel un lies un lind.
Blüht speelt he dult sien ole Fidel,
Sien Guith, sien Dubeldidel.

Dat treckt hendör bet int Genid.
Dat schuert nich mal da achtern Knid.
De Telgen knadt von sien Geginel,
Un luter geit dat Dubeldidel.

Blüht Deern, saet faster mine Hand,
Denn mi is de Musik bekannt.
N' hör so geern sien ole Fidel,
Sien Schrapmusil, sien Dubeldidel.

Heinrich Henze.

Lange blieb der ehrsame Dachdecker einsam, bis im Jahre 1590 eine Engländerin, Lady Stanhope aus London, sich zu ihm verirrt. Nach dem schwedischen Krieg kam ein schwedischer General von Winsen mit einem im Duell erstochenen Adjutanten hinzu, und zehn Jahre später gar eine schwedische Gräfin. Im 18. Jahrhundert vervollständigte sich die Kunde noch weiter: ein Major und der Bremer Arbeiter Konrad Ehlers fanden sich ein.

Bornehm abseits hält sich der schwedische Kanzler von Engelbrechten, der im geschlossenen Steinsarkophag verharret, da lebende Nachkommen die Öffnung des Sarges noch nicht gestatten. Wenn der Leib der Mumien ausgetrocknet ist, die Haut zu elastischem Gummi geworden ist — die Gesichter und Hände sprechen zum Besucher. Um den Mund des einen zuckt ein philosophisch-spöttisches Lächeln, der andere zeigt wie in verbissener Wut seine Zähne, der dritte mag sich gar nicht damit haben abfinden können, so schnell in die Ewigkeit abgerufen worden zu sein, während ein vierter mit allem ausgeföhnt scheint.

Das Geheimnis des Kellers

Welch naturwissenschaftliches Geheimnis zwingt diese sich im Leben so fremden Menschen zu einer schaurigen Ewigkeit des Leibes zusammen? Die Bleiplatten sollen die Wände präpariert haben: Aber die Tatsache, daß die Mumien früher gar nicht in dem jetzigen Raum, sondern nebenan in der Ostkrypta, in der einmal Bleiplatten lagerten, standen, widerlegt solche Ansichten. In neuerer Zeit hat man auch Radioaktivität nachweisen wollen, Strahlungen einer uralten Quelle unter dem Bleikeller des Bremer Domes. Wahrscheinlich ist der Dom, dessen Geschichte bis in das Jahr 787 zurückreicht, auf einem alten germanischen Kultplatz errichtet worden, und zwar auf der höchsten Stelle einer Düne, die durch eine Quelle gekennzeichnet war.

Es ist auch bezeichnend, daß sich in dem Nebenraum des Bleikellers, an den romanischen Säulenköpfen der Ostkrypta, sinnbildliche Darstellungen befinden, die allein aus der germanischen Weltanschauung der altfriesischen Bewohner zu begreifen sind. Die Sonne als acht- und zehnblättrige Sonnenblume mit und ohne Lebensbaum, als Spirale usw. kehrt immer wieder. Es sind die gleichen und ähnlichen Lebensbilder, die in den bauerlichen Bräuchen der bremischen Umgebung noch heute vielfach zu beobachten sind.

Wieweit aber wirklich die Mumienverbereitung im Bleikeller auf radioaktive Strahlung zurückzuführen ist, bleibt umstritten. Vielleicht ist die Ursache der Mumifizierung allein in der außergewöhnlichen Trockenheit der Luft zu suchen, in der man auch die Erklärung für die seltsame Konservierungsercheinung in anderen Katakomben und Mumienkellern sieht. Zum Beweis, daß die die Fäulnis hindernde Kraft des Raumes auch jetzt noch wirkt, hat man während der letzten Jahre allerlei totes Geflügel und sonstiges Geklügel im Bleikeller abgehängt, das sich gut erhalten hat.

Henne.

He geht up Holschen / Der Holzschuh und sein Meister

Untergehendes niedersächsisches Handwerk

Ein das Wesen des Niedersächsen symbolisierender, unentbehrlicher Gegenstand ist der Holzschuh. Seine Vorherrschaft hängt nicht nur mit unserem nördlichen Klima, dem vielen Regen, den alljährlich wiederkehrenden Überschwemmungen und den Morästen und Sümpfen und weichen Böden zusammen, sie steht auch in enger Wechselbeziehung zum Wesen des Niedersächsen. „He geht up Holschen!“ ist eine niedersächsische Redewendung, mit der man einen Menschen bezeichnet, der seine wahre Anschauung nicht verhehlt. Seine Holschen scheinen ebenso natürlich aus der plumpen Derbheit seiner ganzen Natur herausgewachsen zu sein, wie der Kase die sammetweichen, sanften Klauen.

Kleine Kanonenrohre aus Holz

Wie der Name Holzschuh besagt, geht die Belleidung selten über den Fuß hinaus. Nur in ausgeprägten wasserreichen Niederungen gibt es hölzerne Stiefel, bei denen das ganze Bein bis zum Knie hinauf in diesem unnachgiebigen Stoffe steckt. Alles an ihnen, Sohle, Fuß und Schaft, ist aus Holz, nur oben befindet sich etwas Leder, um dem Knie freie Bewegung zu ermöglichen. In ihrer Rundung und Öffnung gleichen sie einem kleinen Kanonenrohre, einem ausgehöhlten Baumstumpfe. Durch einen Teeransatz macht man sie wasserdicht. Sie gestatten ein schnelles Hineinfahren und Ausziehen und sind dem Fuße eine warme, wasserdichte Hülle. Dem Entenpooljäger, der mit Hilfe von Zugnetzen im Gebiet der Wümme und Hamme dem Wildentenfang obliegt, sind sie unentbehrlich. Stundenlang kann er damit im befeuchten Wasser stehen, ohne etwas von der Kälte zu merken. Weil sie vollkommen gelenklos und dabei sehr weit sind, setzt ihr Umgang Übung und Geschicklichkeit voraus. Diese hölzernen, langschäftigen Stiefel gehen in Entenpoolgegenden unter dem Namen Stafeen.

Die eigentlichen Holschen stewarten oder Stewelholtschen, zu denen die Stafeen auch gehören, unterscheiden sich von diesen durch die bequemeren Lederschnalle. Diese halbledernen Holzstiefel sind die Winterbeschuhung der Heide- und Moorschäfer und aller derer, die im Schlamm und Sumpf arbeiten, der Torfgräber, der Gräben- und Grabenmacher.

Bei weitem am mannigfaltigsten und stärksten ist der Gebrauch der einfachen Holzschuhe. Klein und groß sind mit ihnen beschuht. Man findet sie nicht nur bei der ackerbauenden Bevölkerung, sondern auch in den größeren und kleineren Städten Nordwestdeutschlands. Klapp, klapp, klapp! geht es über das holprige Dorfstraßen. Das Holzschuhgeklapp auf Diele und Dorfstraße gehört zum Dorf wie Wald und Vogelgesang. Das über den Spann des Fußes gehende halbkreisförmige Lederstück soll den Druck beim Gehen verringern. Das Leder ist elastisch, oft unten gefüttert, weich und gibt etwas nach. Die in manchen Gegenden (Kreis Geestemünde, Lehe, Bremerbörde, Hadeln) begehrten Hadeln Holzschuhe haben statt des Leders ein behaartes Schaffelstück, das nach innen umgeklappt ist und nach außen die Schuhe alieren soll. Bei ihm ist auch der Fußabschnitt kleiner. In meinem Heimatkreise, dem Kreise Osterholz, trägt man sie nicht.

„Beerholschen“ im Teufelsmoor

Die Moorbauern tragen bei ihrer Torfstecherei und Bactorfabbrication, beim Betreten und Bepflanzen des locker gegrabenen Gartengrundstücks besonders breitfüßig konstruierte Holzschuhe, die unter dem Namen Brett-holschen bekannt sind. Bei diesen Quadratlatschen zieht sich die Sohle besonders in die Breite. Ohne Brettholtschen kann der Torfgräber unten in der matschig-weichen Moorflut nicht fertig werden. Sie werden aus einem einzigen biden Stiel Birkenholz geschnitten und geformt. Aber nicht nur die Menschen, sondern auch die Pferde müssen es sich in nassen Jahreszeiten gefallen lassen, ihre Füße in Holzblöcke zu stecken. Die Beerholschen findet man in verschiedenen Gegenden unserer Heimat, besonders aber im beackerten Hochmoor des Teufelsmoors. Ohne Beschuhung der Füße würde der Moorbauer seinen durch anhaltenden Regen aufgeweichten Moorboden mit seinen leichten Ponys

nicht bestellen können. Meistens werden nur die Hinterfüße beschuht. Man kann sich denken, wie den Pferden das Vorwärtskommen durch Anlegung der Pferdeholzschuhe erschwert wird. Wenn die Schuhe auch noch so korrekt dem Hufe angepaßt sind, so bleibt der schmerzhaft drückende schnallende Riemen doch nicht aus. Nur in den unumgänglich notwendigen Fällen finden sie darum Anwendung.

Das bei sämtlichen Holzschuhen am häufigsten zur Verwendung kommende Rohmaterial ist das Birkenholz. Wer etwas leichteres Holzschuhwerk tragen will, läßt es sich aus Erlen oder Weiden anfertigen. Die pappelholzernen Schuhe sind besonders leicht und weich, machen den Fuß leicht beschwingt, sind aber weniger haltbar.

In der Werkstatt des Holzschuh-machers

Die Anfertigung passender Holzschuhe setzt einen Künstler in seiner Art voraus. Das ist der Holzschuhmacher. Aus dem groben Klotz von Birkenholz soll eine in allen Teilen bequem ausliegende Fußform „gemeißelt“ werden. Die Holzschuhmacherkunst ist darum stets eine freie, kunst- und innungslose Kunst gewesen. Man erkennt des Holzschuhmachers kleine Werkstatt bald an den Birken-, Weiden-, Erlen- und Pappelstöcken, die das niedrige strohgedeckte Fachwerkhäuschen barladenartig umgeben. Die Werkzeuge dieses kleinen Handwerks sind eigener Art; sie haben vergleichsweise am meisten Ähn-

lichkeit mit denen des Tischlers und Drechslers. Wie diese gebraucht er Beil, Säge und Hammer. Der zu formende Klotz wird auf einem 1½ Meter langen vierseitigen Holzschuhblock mittels zweier Keile befestigt. Der Schnedenbohrer bohrt den Klotz nach vorn und hinten zu an. Der zweischneidige Bohrer erweitert die Öffnung. Das Hohlfeilen gibt dem Haden (plattdeutsch Tod = Ende) die erforderliche Rundung. Das wundervoll geformte Holschenmesser dient dazu, die Haupthöhlung für den Vorderfuß herauszuarbeiten. Das zweigriffige Zugmesser gibt dem Klotz die ansehnliche äußere Form des Holzschuhs. Je nach der Dicke des Baumstammes werden aus einem Klotz ein bis vier Paar Holzschuhe verfertigt.

Nach und nach wird auch der selbständige Beruf des Holzschuhmachers ein Opfer der Maschine. Im Lande Hadeln, der Hochburg der Holzschuhmacher, schrumpft die Zahl der selbständigen Holzschuhmacher immer mehr zusammen. Die Holzschuhmacherkunst existiert hier heute mehr als Nebenberuf, der, in der Hauptsache in den Wintermonaten, wenn die landwirtschaftlichen Arbeiten ruhen, ausgeübt wird. Vor Jahren war es keine Seltenheit, wenn in einem Dorfe sechs bis acht hauptberufliche „Holschenmofers“ wohnten, heute vielleicht nur noch ein bis zwei. So gehört auch der Holzschuhmacher zu jenen Vertretern sterbender niedersächsischen Handwerks, deren Glanzzeit unwiederbringlich vorüber ist.

A. Behrens, Beverstedt.

Aus dem Oldenburger Land

Stedingens Bauernsippen

Wer von Ochtum über Berne nach Huntebrück durch Stedingen fährt, freut sich immer wieder an den großen reizvollen Höfen, wie wir sie in besonders schöner Art z. B. in Hörpe, Bardewisch, Dunwarden und an der Ollen finden. Auf solchen Stedingen Höfen sitzen seit Jahrhunderten Familien, die dem Bauerntum wie der Deichbauwissenschaft seit Generationen immer von neuem tüchtige Männer gestellt haben. Auf den schönen Dorfrichthöfen von Bardewisch, Berne, Altenhundert und Altenesch findet man Grabsteine aus älterer Zeit, die oft genau dieselben Vor- und Zunamen tragen, die wir noch heute in Stedingen antreffen. Da sind z. B. die Bullings, die in Hannover ansässig waren. Wieviel tüchtige Deichbaumeister sind aus ihrer Familie hervorgegangen. Weiterhin sind die Braunes in Bardewisch und Bettinghausen weit hin bekanntgeworden. Tüchtige Bauernfamilien sind ferner seit Jahrhunderten: Bischof, Wohlers, Wenke, Hage, Koopmann, Schriefer, Rindt, Röber, Köhlsen, Kludens, Nowehl, Schelling. Sie sind die ältesten aus Oberstedingen. Viele von ihnen haben der Seefahrt hervorragend Kapitäne, von denen viele in Begesack und Bremen gewohnt haben, gestellt. Nicht weniger gesund und arbeitsam war der Bauernstand Niederstedingens und der des Wüstenlandes. Manche Familien lassen sich auch hier 300 Jahre und länger zurückverfolgen: z. B. Wiedemann, Wende, Peters, Lange, Maack, von Kampen, Fuhrken, Mönning, Hage, Bartels, Clausen, Freels, Vollenhagen und Abdis.

85 Jahre Hochheider „Wiek“

Eine der schönsten und größten Mühlen zwischen Weser und Ems, die Hochheider Windmühle bei Booholzberg, kann auf 85 Jahre ihres Bestehens zurückblicken. Es gibt wohl kaum eine Mühle in Oldenburg, von der man eine so einzigartige Fernsicht hat, wie von dieser Stelle, die auch den Flurnamen „Wiek“ trägt. Über Booholzberg und Neuenlande mit seinem birkenreichen Moor geht der Blick ins wiesengrüne Stedingen und hinüber nach dem jenseitigen Weserufer, wo man alle industriellen Großbetriebe von der Norddeutschen Sütte bis zur Blumenthaler Wollkammerei überschaut. Rauchfahnen von Dampfern zeigen uns den Verlauf des Weserstromes an. Zur Rechten

im Osten beobachtet man die grünen Domtürme Bremens und die Rolandmühle. Zur Linken im Westen ragt der Berner Kirchturm, das Wahrzeichen Stedingens, auf. Und ein wenig davon entfernt ziehen die Masten des Großkraftwerkes Farge den Blick auf sich. Auf einer steinernen Tafel findet man die Zahl 1854, das Erbauungsjahr der Mühle, eingemeißelt. Sie ist somit eine der ältesten und vor allem der am besten erhaltenen Mühlen der Delmenhorster Geest. Einst war die Mühle im Besitz der Familie Müller-Muhhorn, aus der der Bauernführer Julius Müller-Muhhorn, der lange Jahre Reichstagsabgeordneter war, stammte. Die Mühle wurde auch im Auftrage der Familie Müller-Muhhorn erbaut. Später war sie im Besitz von Heuer, von diesem erwarb sie dessen Schwiegersohn Emil Ohlebusch, in dessen Besitz sie seit 1926 ist.

Hundert Jahre alter Regenschirm

Ein Regenschirm aus Großväterzeiten wurde dem Heimatmuseum in Leber überwiesen. Wenn die Tatsache, daß ein Regenschirm ins Museum kommt, auch kaum eine Besonderheit ist, so muß die Qualitätsarbeit des etwa 100 Jahre alten Regenschirms hervorgehoben werden. Dieses kleine Museumsstück, das aus einer leberischen Familie stammt, zeigt, wie man früher auf Dauerhaftigkeit und Wertarbeit auch bei den einfachsten alltäglichen Gebrauchsgegenständen gesehen hat.

540 Grabinschriften gesammelt

Dem Gartenfriedhof in Hannover mit seinen vielen besonderen Grabdenkmälern gilt seit langem die Betreuung durch die hannoverschen Heimatfreunde (Heimatsbund Niedersachsen). Vor allem hat ihr reger Mitarbeiter Studienrat Hinrich Hesse sich um diesen Friedhof verdient gemacht; ihm ist eine vollständige Aufnahme der Gräber zu verdanken, auf der nunmehr auch die am Eingang angebrachte Plan tafel fußt. Außerdem hat er die 540 Grabinschriften zusammengetragen. Sie sind jetzt in einer Abhandlung, versehen mit einigen Abbildungen und einer Wiedergabe des Lageplanes, in der „Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte“, Band 44, Jahrgang 1939, veröffentlicht worden. Diese Arbeit ist von erheblichem Wert, der durch ergänzende Anmerkungen noch erhöht wird.

Kulturgegeschichte auf Scheiben

Bunte Glasfenster und lustige Fensterbiere in Niedersachsen

Eine besondere Bierde unserer alten Bauernhäuser im Stadtpark von Speckenbüttel sind die bleiverglaste Fenster auf der Sonnenseite der Häuser. Das Geesthaus zeigt zwei bemalte Scheiben, von denen das eine noch aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt. Dem Marschenhaus wurden im letzten Jahre zwei Fenster mit Hausmarken und Familienwappen eingefügt, die nach glaubwürdigen Unterlagen von der Künstlerhand John Nidelsen aus Hamburg geformt wurden. Nur das Wappen von Fritz Hoeger, dem Schöpfer unseres Büffedentmals, ist ein neuer Entwurf; die anderen wurden von Familien aus den Unterweserorten, aus dem Lande Wursten und Osterstade geschenkt.

Originalscheiben im Morgensternmuseum

Unsere Feststellungen in den Heimatmuseen von Laxhaven, Otterndorf, Vegesack, Bremerhörde und Osterholz-Scharmbeck ergaben, daß dort keine bemalten Fensterscheiben mehr vorhanden sind. Kriege und Brände, die leichte Zerbrechlichkeit und vor allem die mangelnde Wertschätzung früherer Tage haben zu ihrer Vernichtung geführt. Aber das Morgensternmuseum und die Sammlungen in Hamburg, Bremen und anderen norddeutschen Städten bergen noch einen mehr oder weniger großen Schatz von Originalscheiben, die uns die sitten- und volkstümliche Bedeutung dieses Kulturgutes eindringlich vor Augen halten.

Die Ausübung der Glasmalerei ist erst seit dem 14. Jahrhundert feststellbar. Es scheint, als wenn der Rat der Stadt mit der Sitte des Schenkens begann und dann die Bürger folgten. So schenkte der Rat von Hamburg die Domfenster und die Kirchenfenster der Heiligen-Geist-Kirche und des Johannislosters. Auch nach auswärts wurden solche Geschenke gegeben, z. B. nach Otterndorf und Buxtehude. Zwischen 1550 und 1770 erreichte der Brauch in der Stadt seinen Höhepunkt. Er nahm jedoch einen solchen Umfang an, daß ernstlich dagegen eingeschritten werden mußte. Die Bremer „Rundigen Rolle“ von 1450 befragt: „So weld an unser borger geiven will een glasvinstre, de schall vor dat vinstre nicht mehr geiven wenn tein grote, utgesproken (ausgenommen), wes men giff in kloster und kerken.“ Von der Stadt wanderte die Sitte der Fensterschenkung dann auf das Land und nahm auch hier einen bedeutenden Umfang an.

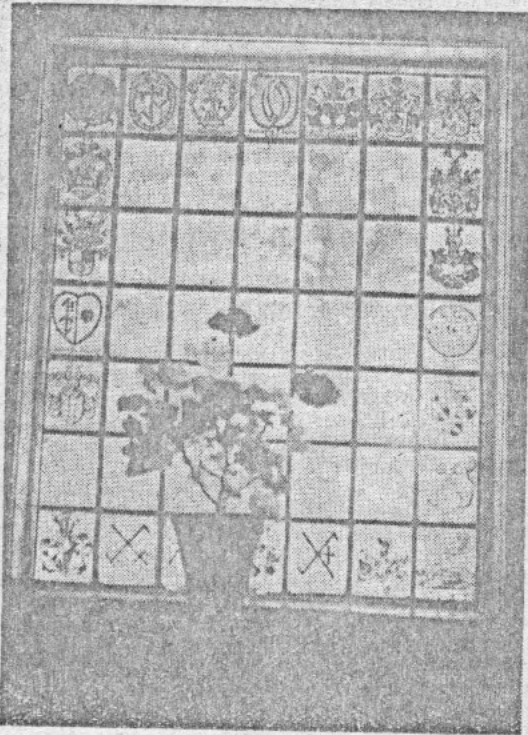
Die figürlichen Darstellungen auf den Scheiben sind für uns eine Bildquelle, die uns über das Tun und Denken der Bauern, Bürger und Handwerker treffliche Aufklärung gibt. Man lasse sie einmal durch die Hand gleiten und wird dann das Empfinden haben, als wende man Blatt für Blatt eines kulturgeschichtlichen Werkes. Wir sehen den Bauern bei seiner Arbeit, bei Saat und Ernte, mit Egge, Pflug und Wagen. Den Einzug eines jungen Baars am Herdfeuer, den Jmmer, der gerade einen Bienen-schwarm einfängt, den Schäfer inmitten seiner Herde und den Schiffer im Rahne. Auf anderen wieder sind ein Koch, ein Schlachter, ein Töpfer, ein Schmied am Amboss, ein Schneider oder ein Zimmermann dargestellt. Und ferner Lehrer und Pastoren, Schützen und Soldaten und sehr oft auch ein Reiter hoch zu Ross, dem eine Schöne in einem Weiser einen Labetrunk reicht. Fast alle Bilder tragen den Namen des Stifters; der Malername aber ist nie verzeichnet.

„Fensterbiere“ werden verboten

Den Anlaß zur Stiftung von Glasfenstern gab in erster Linie der Bau eines neuen Hauses. Praktisch gesehen war die Zuwendung also eine Art Bauunterstützung, ebenso wie die Hochzeitsgaben in Bargeld ja letzten Endes auch ein Beitrag zur Unterhaltung des jungen Baars waren. Der hamburgische Professor

marhschen und ihren Randgebieten — im Gegensatz zur Geest — auf den Scheiben stets der Vater des oder der Schenkenden angegeben war. In einzelnen Landstrichen war es Sitte, daß die jungen Burschen am Polterabend die Fensterscheiben zerschlugen (Lärm schlagen, Dämonenabwehr) oder daß die Hochzeit damit abschloß, daß jeder Gast eine Scheibe einschlug und dann wieder eine schöne bemalte dafür einsetzen ließ.

Nach dem Einzuge in das Haus oder nach der Hochzeit wurden alle Freunde, Bekannte und Verwandte, die Fenster gestiftet hatten, zum „Fensterbier“ eingeladen, d. h. ursprünglich zu einer Beise Tabak, einem Gläschen Brantwein und Bier. Das war eine festliche Veranstaltung, die aber nichts mit dem Richtfest zu tun hatte. Im Bremischen sprach man ausdrücklich vom „Hunsbeer“ oder „Hunsbörn“ und vom „Fensterseken“. In Westfalen nannte man dieses Fest „Glasbier“ oder „Giften“ oder „Fenster-



Glasfenster im Marschenhaus.

Bild: Cordes

terungen“, von verzeihen. Anderswo sagte man auch „Fensterlöst“. Im Alten Lande hieß es beim Aufbruch zur Hochzeit: „Wi goht to Röst“. Wie die Schützenfeste, Hochzeiten und Kindtaufen, so arteten auch diese „Fensterbiere“ mit der Zeit vielfach zu außerordentlich andauernden und kostspieligen Feiern aus, die wegen ihrer großen Kosten oft zur Verschuldung führten. Es gab Veranstaltungen, die drei, ja, acht Tage dauerten. Es ist verständlich, daß die Amtleute oder die Regierungen selbst gegen solche Ausartungen eingeschritten und sie verboten.

„Die Welt ist toll...“

Neben den Bildern sind die Reime und Sprüche als ein volkstümlicher Ausdruck bäuerlichen Empfindens zu werten. Sie führen uns in die Denkweise früherer Zeiten zurück, offenbaren uns alte Erfahrungswissen und Volksweisheit und bieten nicht selten lustige Proben von jenem Wesenszug, der gerade unserem Niedersachsentum seine besondere Note leiht: dem stillen, schlichten Humor.

Ursprünglich sind die Verse in plattdeutscher Sprache abgefaßt; später aber treten sie uns nur

noch in hochdeutscher Fassung entgegen. Meist werden die Lehrer und Pastoren die Verse geschmiedet oder doch dem Besteller wesentliche Hilfestellung geleistet haben. Wenigstens hat bei diesem Spruch der Pastor zweifelsohne Bäte gestanden:

„Das Jahr ist rund wie ein Kranz,
Die Welt ist toll und geht zum Tank,
Zum Spielen, Saufen und zum Schmauß,
Viel lieber als zu Gottes Haus.“ (1767.)

Ein kerniger Dithmarscher schrieb:

„Trink ich Wein, so werd ich lustig,
Trink ich Wasser, so werd ich durstig,
Trink ich Bier, so werd ich voll:
Ich weiß nicht, was ich trinken soll.“

Eine ernste Mahnung kommt von der Niederelbe:

„Wenn der Junge wüßte,
Wie den Alten der Drunk lüfte,
So würde er in seinen jungen Jahren
Manchen Dahler und Scller sparen.“

Im Bomann-Museum zu Celle weist eine Scheibe diesen „frommen“ Herzenswunsch auf:

„Alein ist mein gut,
Frisk ist mein Muth,
Gesund ist mein leib,
Gott bewahr mich vor ein Böses weis!“

Zwar derb, aber ehrlich meinte ein Marschenbauer:

„Die Treuen, die Nethlichen und Frommen
in diesem Hause sind willkommen,
Die Unrecht tun und Falschheit treiben,
die mögen nur draußen bleiben.“

Von böser Lebenserfahrung zeugt schließlich dieser Spruch:

„So lange deine Sache Stehet Wol und Fein,
Werden viel Freunde Bey dir seyn,
Und wen es dir wird übel gehen,
Werden Wenig bey dir stehen.“

Die „Zellenmacher“ von Stade

Im allgemeinen sind die Glaser der kleinen Landstädtchen die Hersteller gewesen. Sie werden in Stade in einem lateinischen Statut vom Jahre 1371 als „cellificus“, als „Zellenmacher“, bezeichnet. Verschiedene heimische Schriftsteller haben dabei an Stuckarbeiter gedacht. Schroeder konnte aber nachweisen, daß diese Zellenmacher die Glaser waren, die früher mit den Malern — und auch mit den Tischlern — in einem Amte vereinigt waren. Den Namen erhielten sie, weil sie die kleinen Fenster in Zellen aus Blei zusammenfügten. Auf dem Lande waren bis in die jüngste Vergangenheit die Maler zugleich auch die Glaser. In Stade hörte die Gemeinschaft mit dem Verlust der Statuten bei dem großen Brande im Jahre 1659 auf. Brennösen von Glasermeistern sind in unserer Gegend nachgewiesen in Leven, Buxtehude und Stade.

Das Schenken bemalter Fensterscheiben entspringt jener Freude an der Farbe, die wir auch in Kirchen und selbst auf den Friedhöfen antreffen. Nun führen sie nur noch in den Museen ein Scheinleben. Das Dithmarscher Heimatmuseum in Melbörk hat nicht weniger als 250 Stück. Wenn Hermann Löns das Aufkommen der Fabrikware und die Konfektion für den Niedergang der Volkstrachten verantwortlich macht, so ist wohl als sicher anzunehmen, daß das Verschwinden der bemalten Fensterscheiben durch die Verbreitung der seit etwa 1680 aus Frankreich eingeführten Gardine veranlaßt ist. Die Sitte der Fensterbiere freilich hat sich auf dem Lande noch weit länger gehalten, wenigstens auch mit dem Absterben der Fensterschenkung dieser Brauch zu einer allgemeinen Lustbarkeit herabsank, dem keine Bedeutung als heimischem Brauch mehr zukam.

N. N. Cordes.

Verantwortlich: Ludwig Doering.